

Weihnachtsgedanken.

Mit Nadelduft erfüllen sich die Räume
Und mit der Kerzen feierlichem Licht;
Es staunt empor zum Feenschmuck der Bäume
So manches liebe kindliche Gesicht,
Das Weihnachtsfest jedoch, von dem ich träume,
Das Fest der Liebe ist's noch lange nicht.
Es müßte sich das Denken und das Handeln
Von Hunderttausenden im Kerne wandeln.

Du darfst dem Schein, dem hübschen Schein nicht trauen.
Es bleibt ein trüber, ungelöster Rest
Wenn prüfend wir in all' die Herzen schauen.
Im besten Falle ist's ein Kinderfest,
Nicht bloß für sie, die schlucken nur und kauen,
Weil ohne Heim sie, ohne trautes Nest.
Man stimmt sich selbst gemüthlich, fromm und heiter
Und macht die alte Sitte mit — nichts weiter.

Bis auf gewisse extra-gute Bissen,
Von denen man mit breitem Schmunzeln spricht —
Was würde man im Innersten vermissen,
Wär' dieses „lieblichste der Feste“ nicht?
Fragt jene nur, bei denen das Gewissen,
Ob widerwillig auch und leise, spricht!
Ob sie gesteh'n, die Weihnachtsepisode
Sei keine üble, aber — theure Mode?

Was könnten sie in all' den langen Jahren,
Wär' etwas praktischer der Sohn des Teuf,
An schönbedruckten blauen Scheinen sparen,
Die man zu Weihnacht in die Winde streut,
Um Andank nur von jenen zu erfahren,
Die scheinbar vorschriftsmäßig sich gefreut!
Wirthschaftlich richtig wär' es ohne Frage,
Ganz fortkuthun die beiden bösen Tage.

Doch solches Weh des Beutels und der Kasse,
Das kalkulirend in den Münzen wühlt,
Was kümmerl's den, der mit dem Volk der Gasse,
Am dessen Fuß der Schlamm der Gasse spült,
Der mit der armen, unterdrückten Masse,
Mit allen Hungernden, Vergrämten fühlt,
Mit jenen tausend namenlosen „Andern“,
Die bleich und düster durch das Treiben wandern?

Das dumpfe Weh der Frierenden, der Matten,
Das kein Choral in Weihnachtschlummer wiegt,
Es ist der breite, tiefe, schwarze Schatten,
Der auf der Krippe des Erlösers liegt.
Auch dieses Fest ist nur ein Fest der Satten,
Kein Fest der Liebe, die das Leid besiegt.
Besteckt mit tausend Kerzen Ture Bäume —
Es ist die Weihnacht nicht, von der ich träume!

15)

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

Besatz er Vermögen? Offenbar. Er sprach von einer Reise nach Egypten wie von einem kleinen „Abstecher“ und von den theuersten Hotels in den europäischen Hauptstädten, als wenn er dort Kind im Hause gewesen wäre. Im „Lesezimmer“ nahm er die „Times“ und las dem Fabrikbesitzer Walker einen langen Artikel glatt auf schwedisch vor. Früher hatte er es ähnlich mit dem „Figaro“ für den Minister gemacht. Und bei dem Fest der Badefrauen hatte er sich bei den meisten Arrangements mit großer Gewandtheit betheiligt. Ein vielseitiger Mann.

Frau Hellvik gehörte nicht zu den Müttern, die ängstlich nach Männern für ihre Töchter jagen, obgleich sie es sehr betriblich fand, daß ein gewöhnlicher Thierarzt dem im Wege stehen sollte, daß sie den reizenden und netten Baron Steinfeldt als Schwiegersohn in ihre Arme schließen konnte.

Ah, nun war er abgereist, und Gerda's Härte war wirklich empörend. Sie stand am Kai und lachte und schwagte ruhig und froh mit ihm, bis er an Bord mußte.

Und als er fragte, ob sie jemals seiner gedenken würde, antwortete sie, „immer“, und gab ihm die Hand, ohne daß

diese im geringsten zitterte. Und als er bereits an Bord war und auf den Strauß in ihrem Gürtel zeigte und leise bat: „Eine einzige!“ lachte sie herzlich und nahm den ganzen Strauß und warf ihn in seine eifrig auffangenden Hände.

Es war eine Freundlichkeit, die einen Mann zur Verzweiflung bringen konnte, eine große, rückhaltlose Freundlichkeit, hinter der sich unmöglich etwas anderes verbergen konnte. —

Nun behielt Frau Hellvik Anna und Herrn Nilsson im Auge. Sie schienen sich sehr für einander zu interessieren und es sah so aus, als wenn... Na ja, sie wollte sich wohl hüten, weitere Hoffnungen zu hegen. Solche halsstarrigen Mädchen, wie die ihrigen! Aber wäre es wirklich so, daß Anna ein bißchen klüger wäre, als Gerda, dann — ja, dann ging es doch erst, nachdem Herr J. S. Nilsson völlig über sich Bescheid gegeben hatte. Er war doch wohl kein verkleideter Prinz!

Als Frau Hellvik Anna mit Herrn Nilsson im Sturparl hatte verschwinden sehen, steuerte sie in anderer Richtung davon und versank in Gedanken, die ihrer Brust einen tiefen Seufzer erpreßten.

Sah nun nicht der liebe Onkel Gustav wieder oben auf der Veranda und traktirte die schrecklichen Möllers mit Kaffee? Na, Gott sei Lob, über sie konnte man sich doch leichter in-

formiren, als über Herrn Nilsson. Nach den anstrengenden Bemühungen einer Woche hatte sie nun ganz genaue Auskunft und Onkel Gustav sollte wahrlich . . .

Der alte Möller war ein gewissenloser Bucherer in See-stadt gewesen und das Ausleihkapital hatte er von einem Konful bekommen, bei dem Frau Möller als Haushälterin in Dienst gewesen war. Herr und Frau Möller sahen sich zum ersten Male zwei und einen halben Monat vor der Geburt ihres Kindes; aber später hatten sie ihr Geld wieder alles verloren, und die Möller'schen Damen zogen nach Westerbif, wo man über Mutter und Tochter nicht sehr gut sprach. Die Tochter! Puh! Eine kokette alte Schachtel! Aber wartet nur, Ihr kennt noch nicht die Mama Hellbit, und Onkel Gustav kannte noch nicht die Geschichte von dem Mädchen und dem Photographen, der . . .

Onkel Gustav war oben auf der Veranda gerade im richtigen Zuge. Er war in den letzten Tagen in Besen und Benehmen um zwanzig Jahre jünger geworden, gesprächig und freigebig, er trank Kaffee, Liqueur, Punsch, Chocolate durcheinander, aß Torten und Konfett mit den Möller'schen Damen, sodaß er bei der Mittagstafel kam etwas zu essen vermochte und lag die ganzen Nächte infolge innerer Unruhe, die bald im Herzen, bald im Magen sich bemerkbar machte, wach.

„Noch einen einz-z-zigen Chart-t-treufe, liebe, gute Frau M-M-Möller!“ rief er eindringlich.

„Unmöglich, guter Herr Landrichter! Das mag für Euch junge Leute gehen, aber ich muß vorsichtig sein . . .“

„Euch junge Leute!“ Das war selbst für Onkel Gustav, in so wenig kritischer Stimmung er sich auch befand, fast zu viel. Er hustete etwas trocken, und Fräulein Möller er-röthete hold.

„D . . . d . . . dann trinken wir noch einen, w . . . w . . . wir beide, Fräulein M . . . M . . . Möller!“

„O, wenn man mit dem Herrn Landrichter zusammen ist, muß man sich wohl hüten, den Kopf zu verlieren,“ flüsterte sie schmachthend.

„T . . . t . . . traurig, daß man soweit ge . . . t . . . kommen ist, daß man die Hilfe des Liqueurs b . . . b . . . braucht,“ meinte Onkel Gustav mit einem gewissen Galgenhumor und seufzte.

„Ach, was Sie sagen, Herr Landrichter! Mein Töchterchen kennt nichts Angenehmeres, als mit dem Herrn Landrichter zu reden. Ihre Worte und Gedanken bekommt sie garnicht aus dem Kopf, der kleine Wildfang. Der Herr Landrichter müssen meinem Mäd'el nicht den Kopf verdrehen, das sage ich Ihnen,“ er-lärte Frau Möller.

Der „keine Wildfang“ schlug mit „keuscher Anmuth“ die Augen nieder, wie sie das bei solchen Gesprächen immer in den letzten fünfundzwanzig Jahren nach ihrer Konfirmation zu thun pflegte.

„Hehehe! P . . . p . . . prost!“ sagte Onkel Gustav.

In demselben Augenblick stieg Frau Hellbit ungewöhnlich ernst und majestätisch zur Veranda hinaus. Onkel Gustav wollte nach einer Tasse und einem Glase Ringeln.

„Bemühe Dich nicht, Lieber! Ich will nichts haben! Aber sind die Damen nicht zu dünn gekleidet? Ältere Personen sollten gegen Abend vorsichtiger sein,“ bemerkte Frau Hellbit freundlich.

Frau Möller's wüthende grüne Augen sprühten, der Wildfang versuchte wie ein erschrecktes Vögelschen auszusehen, und Onkel Gustav erröthete bis auf seinen kalten Kopf hinauf und murmelte:

„Du sch . . . sch . . . schwachest, Emmachen, was Du . . .“

„Komm, mein Kind, gehen wir ein Stück an dem herrlichen Ufer entlang. Es ist wohl wahr, was die gute, liebe Frau Hellbit sagt, daß Du in Deiner Kindlichkeit zu wenig auf Dich acht giebst. Du darfst nicht vergessen, daß Du mein einziger, geliebter kleiner Wildfang bist. Danke allerbestens, Herr Landrichter.“

Nach dieser Rede trabten Frau Möller und ihr kleiner Wildfang davon. Aber die erstere lockte vor Wuth, so daß große Schweißperlen sich auf ihrer Stirn zeigten, und sie riß heftig ein Taschentuch aus der Tasche.

Dabei flog ein Papier mit heraus und fiel auf den Verandaboden, gerade vor Frau Hellbit hin, die, wie von plötzlichem Impuls getrieben, den Fuß darauf setzte, so geschickt und geschwind, wie die raffinierteste Ehebrecherin in der französischen Sittensatire.

Einen Augenblick später hatte Frau Hellbit das Papier

in ihre Tasche gesteckt und setzte sich leuchtend neben den eben noch so galanten Landrichter Gustav Hellbit.

Dieser sah sehr verlegen da, ungefähr wie eine alte ehrwürdige Hauskake, die sich bei der Hühnerjagd hat ertappen lassen.

„Ein Glas Wasser kannst Du mir geben lassen, Gustav“, sagte Frau Hellbit, indem sie sich umsah und dann vorsichtig ihren Fund hervorzog.

Das Leben draußen in der großen Welt hatte Frau Hellbit bereits sehr demoralisirt. Sie hätte sie geglaubt, daß sie soweit kommen könnte, hinter den Büschen zu lauschen und die Briefe Anderer zu lesen. Wieviel leichter es doch daheim war, nichts Unrechtes zu begehen!

Sie hatte niemals das alte Wort gehört: „In der Liebe und im Kriege sind alle Mittel erlaubt“; aber sie fühlte, daß es eine derartige Redensart geben mußte, und daher las sie den Brief.

Und was sie las, schien ihr eine ganz unglaubliche Freude zu bereiten.

Sie lachte nicht laut, aber ihr ganzes rundes Gesicht strahlte in aufrichtigem Entzücken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Am Weihnachtsabend.

Die Jungen in der kleinen Käthnerhütte waren ganz erschreckt und sprangen ein und aus, wie aufgeschreckte Hühner. Auch sie hatten sich auf Weihnachten so gefreut, mehr als jemals, denn heute sollte es nicht nur feineres Brot und Fisch und Wurst und Grütze*) geben, sondern sie erwarteten, Vater sollte auch von der Eisenbahnarbeit in Nordland heimkommen, wo er das ganze Jahr gewesen war. Wer konnte wissen, was er alles mitbrachte? Im vorigen Jahre, als Anders auf Seehof von dort zurückkehrte, hatte er ein ganzes Taschentuch voll Zundersachen und ein Holzperd für seinen Jungen mitgebracht, das so lang war, wie eine große Hand und mit richtigen Pferdehaaren im Schwanz und in den Mähnen. Weder Hans noch Lina — und sie waren nun doch sieben und fünf Jahre alt — hatten je in ihrem Leben ein Weihnachtsgeschenk bekommen; aber sie wußten, daß es dergleichen gab, und sie entnahmen sich des Holzperdes, das der Junge auf Seehof erhalten. Vater war noch niemals zu Weihnachten von Nordland gekommen! Aber nun waren sie ganz verstört, der Hans und auch die Lina, denn Mutter war den ganzen Tag so seltsam gewesen.

„Heut' ist doch Weihnachtsabend, Muttchen?“ hatten sie ihr schon von weither entgegengerufen, als sie am Morgen von Kantors bei der Kirche gekommen waren und die Milch für den Abend mitgebracht hatten und vom Kaufmann Kreide, um den Herd damit zu weihen.

„Ja, da . . . s ist . . . es!“ hatte die Mutter geantwortet, aber so leise, daß sie es kaum hören konnten, und als die Kinder sie ansahen, war sie kreideweiß im Gesicht, wie das Tuch, das bereits auf den Tisch in der Stube gedeckt war. Und als sie dann hineinlief, war sie auf den Stuhl bei der Thür niedergesunken und hatte mit großen, entsetzten Augen nach dem Herde hingestarrt, als wenn sie ihn noch niemals gesehen hätte; aber ihn weihen that sie nicht.

Hans ging zu ihr hin, sagte sie bei der Hand und fragte: „Kommt Vater nun bald?“

Da schlug sie die Hände vor das Gesicht und flüsterte: „Geht hinaus, Kinder, zum Holzstapel und spielt ein bißchen!“

Da gingen sie hinaus zum Holzhaufen und spielten „Schienen-abladen“, gerade, wie es in Vaters Brief stand. Hoch oben auf der „Spitze“ stand der Vorarbeiter Jönsson, d. h. sein Vater in Hansen's Gestalt, und schrieb und kommandirte, und um die Ecke des Stalles kam Lina und schob einen großen Tannenast vor sich her und rief mit ihrem dünnen Stimmchen: „Will Jönsson auch diesen Wagen noch haben?“ Und dann guckten sie wieder durch die Thürspalte, aber die Kreide stand noch ebenso in der Schachtel, und Mutter hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und weinte, als sollte ihr das Herz brechen.

Arme Mutter! Uermlich und larm mit dem Brote war es immer in der Käthnerhütte bestellt gewesen, seit sie als junge Frau dorthin kam, und vorige Weihnachten hatten die paar Heller, die sie und ihr Karl mühsam den ganzen Herbst zusammenparen konnten, kaum für das bißchen Essen bis um Neujahr hin gereicht. Da mußten sie ihr Schaf, ihr einziges Hausvieh, verkaufen, von dem sie zum Frühling Wolle und ein Lamm erhofft hatten, damit ihr Mann das nöthige Geld zusammenbekam, um zum Eisenbahnbau hinaufzuzureisen. Sie mußten sich für ein ganzes Jahr trennen, das war die einzige Rettung. Die Bauern konnten im Winter keine Tagelöhner beschäftigen, und ihr kleiner Vorrath war zu Ende. Einen Monat später fing Vater an, Geld zu schicken, und dann kam jeden Monat welches. Und sie kaufte ein neues Schaf und Kleider für die Kinder und eine Bettdecke und einen neuen guten Kochtopf. Und dann ging Mutter zum Kantor und legte Geld

*) Das nordische Weihnachtsgericht.

in die Sparlasse ein, und in der ganzen Gemeinde sprachen sie davon, was Karl Jönsson für ein tüchtiger Kerl wäre. Und Mutter spann den ganzen Winter und ging den ganzen Frühling und Sommer auf Tagarbeit, und für Essen wurde in der Hütte so wenig für Vaters Geld verbraucht, als ihnen nur irgend möglich war. Nun hatte das Schaf bereits acht Tage vor Weihnachten ein Zwillingspaar bekommen, und Vater sollte am Weihnachtabend selbst heimkehren.

Das war eine Freude!
Am Morgen, als Lisa Jönsson zum Kirchdorf ging, sah sie jener Lisa nicht unähnlich, der Karl einst beim Sommertanz und an den Abenden, wenn sie nach Rüssen in den Wald ging, nachgelaufen war. Ihre Augen glänzten, und der Mund lachte, sodas es nicht soviel ausmachte, das sie ein wenig podennarbig war. Sie schritt so spanisch daher, wie eine reiche Dorfschulgentochter beim großen Kirchgang und schwenkte im Gehen die Milchlanne, und plötzlich begann sie zu trällern und zu singen, wie sie es seit zehn Jahren nicht gethan hatte, sodas es im Walde widerhallte.

„Ist sie denn ganz verrückt! Wo geht sie denn hin, die Alte?“ sagte Jens auf Westertof, der bei der Schmiede stand und seinen Gaul beschlagen ließ.

„Ach, natürlich ist sie froh, die alte Schachtel, weil ihr Mann zu Weihnachten heimkommt,“ sagte der Schmied.

„Wer ist das denn?“
„Der Karl Jönsson, der auf Eisenbahnarbeit gegangen ist nach Nordland. Das ist ein tücht'ger Kerl!“

Der alte Kantor wurde ganz traurig und legte sein Gesicht in unzählige Falten, als er die Lisa erblickte, wie sie vom Kaufmann zu ihm kam.

„Ha ha, ja ja, Du erwartest gewiß heute Deinen Karl, Lisa, was?“ fragte er.

„Ja, mit dem Nachmittagszug kommt er nach Wislanna, und dann hat er noch anderthalb Meilen zu gehen.“

„Hm, hm, ja, ja! Aber es geht nicht immer, wie man denkt...“

„Was sagt Ihr, Herr Kantor? Ist meinem Karl was zugestohlen?“

„Ich fürchte Lisa in höchster Angst und fiel auf einen Stuhl.“

„Na, na, beruhige Dich. Gieß ihr einen Topf Kaffee, Mutter. Du mußt es nicht so fürchtbar aufnehmen.“

Aber Lisa wollte keinen Kaffee haben, sie wollte nur klaren Bescheid wissen; und dann kam es heraus, das in der Zeitung, die am Morgen mit dem Postkarren gekommen war, von einem fürchtbaren Erdbeben droben bei der Nordlandbahn stand. Acht Mann wären verschüttet und drei gleich todt gewesen, sie wären mit Namen aufgeführt und unter ihnen auch „Karl Jönsson von Bergen in Smaland...“

Wie sie nach Hause gekommen, hat sie nie gewußt; aber als die Kinder ihr an der Gatterthür entgegengelaufen kamen, meinte sie, das Herz solle ihr brechen... Was hatte er dort oben zu suchen? Wäre es nicht besser gewesen, sie wären daheim verhungert? Dann wäre sie wenigstens bis zuletzt bei ihm gewesen...
„Sollen wir nicht unten im Garten Vatern entgegengehen Mutterchen?“ fragte Lina ängstlich und zaghaft in der Thür.

„Kommt rein, ihr Armen! Hört nun, Johann und Lina, wem es nun geschehen sollte... das heißt, ich will sagen... wenn nun Vatern was zugestohlen war... Na, geht lieber noch ein bißchen hinaus, Kinder!“

Sie konnte es ihnen nicht sagen... Es begann dunkel zu werden, und noch sah die Mutter ebenso am Tisch, und der Herd stand häßlich und grau da. Die Kinder waren ins Bett gekrochen und weinten leise.

„Mutterchen, wir sind so hungrig“, wimmerte Lina, als die Mutter ihnen gar keine Aufmerksamkeit widmen zu wollen schien. Still stand sie auf und schnitt für jeden ein Stück Wurst ab und eine kleine Brotscheibe und gab es ihnen. Nun war die Uhr halb sechs, und um zwei Uhr kam der Zug. Jetzt hätte er längst zu Hause sein müssen, wenn... Die letzte thörichte Hoffnung, es könnte alles nicht wahr sein, schwand dahin. Es war, als sollte sie sterben, sie mußte auf und sich rühren, wenn sie nicht ersticken sollte. Und dann begann sie, den Herd zu weihen, genau und sorgfältig, ohne zu sehen, was sie that.

Da wurde auf die Thürkante gedrückt. Lisa fuhr zusammen und ward blutroth über ihr ganzes Gesicht. Wenn er... Aber es war nur der Schmied, der hören wollte, ob Karl gekommen wäre. Lisa gackte nach dem Bett hin. Die Kinder schliefen. Und dann erfuhr der Meister ihr Leid. Erst stand er eine Weile ganz still am Fenster und sah hinaus und strich sich ein paar Mal mit verletzter Hand über die Augen. Und dann sagte er mit seltsam dumpfer Stimme: „Ihr solltet Euch nicht so Euren Schmerz hingeben, Lisa! Wenn jemand in einem fremden Ort gestorben ist, kommt immer ein Schreiben. Habt Ihr so ein Schreiben bekommen?“

„Nein, aber in dem Blatt stand...“

„Das Blatt ist kein Schreiben, Lisa... Und dann ging er. Die Kinder schliefen noch immer. Lisa zündete eines der beiden Lichter an, die sie gekauft hatte, setzte die Grütze auf und nahm Karl's Briefe aus der Truhe.

„Meine liebe Frau!
Mich get es immer Gut! Ihr schick ich Dir 20 Kronen. Kannst Du bisweilen Ein bißchen Virentinnde abschinden, dann will ich das Dach im Frühling Kuhbesen.“

Das hatte sie gethan. Mindestens zwei Pfund große, prächtige Rinde lagen auf dem Heuboden mit großen, flachen Steinen darauf.

Aber wenn im Frühling das Dach der Hütte neugelegt wurde, dann legte man auch Majen auf Karl's Grab...
„Liebste Jugendfreundin!

Ich hoff Du denkst an mir und schwagest und machst Dir nicht zum Narren mit die Manuskripte wenn Du uß arbet gest sondern denkst an das was geschribben siet: „Seligkeit im Treie laß mich finden in eurem Haus un so weiter.“

Ach, der arme Karl! Er hatte es wohl all die Zeit dort oben so sehr einsam und langweilig gehabt, sonst wäre er nicht mit solchen Dummheiten gekommen.

Ein Händchen streckte sich zitternd zu ihrem Gesicht, streichelte leise ihre thränenmasse Wange und flüsterte leise: „Nicht böse werden, Mutterchen; aber kommt Vater nun bald, das wir das Weihnachtsfeuer anzünden können?“

Da schwand ihr der letzte Rest der Selbstbeherrschung, unter strömenden Thränen nahm sie den Jungen auf den Schooß und schrie in wilder Verzweiflung: „Armer Junge, Du hast ja keinen Vater mehr! Er ist todgeschlagen oben in Nordland! Er kommt niemals, niemals wieder!“

„Bist Du von Sinnen, Lisa, das Du die Kinder in der Weise erschreckst, nur weil der Zug im Schnee stoden geblieben ist, und ich ein paar Stunden später ankomme?!“ vernahm man eine frische, frohe Stimme von der Thür her.

„Karl!“ schrie Lisa und streckte beide Arme in die Luft, als wenn sie auf dem Theater gewesen wäre, und dann — fiel sie in Ohnmacht, gerade wie eine richtige, seine Dame und nicht wie eine arme Näthnersfrau. Aber wenn es recht an die Herzwurzeln geht, ist bei den Weibern der Unterschied wohl nicht so groß.

„Na, komm nur wieder zu Dir, Mäuschen!“ schrie Karl und hob seine arme Frau auf. Und dann schlug sie die Augen auf und schlang die Arme um seinen Hals, und dann kam es allmählig an den Tag, das es eine andere Arbeiterschaft und ein anderer „Karl Jönsson aus Bergen“, einem Ort im Bezirk Webbo, gewesen, der bei dem Unfall ums Leben gekommen war, und von dem der Kantor in der Zeitung gelesen hatte.

Tief und die ganze Seele durchdringend war die Freude in Lisa's Herzen; aber bald war die erste Erregung vorüber, und dann legte sich wieder schnell über ihr Wesen jene Munde von ruhiger und stumpfer Alltäglichkeit, unter der das Landvolk sorgfältig seine Gefühle, die ebenso warm und hingebungsvoll sind, wie die der Anderen, verbirgt. Keine Kisse und wiederholte Umarmungen, keine thränenrindeten Besreibungen dessen, was sie an diesem fürchtbaren Weihnachtsabend gelitten hatte. Ruhig und still ging sie umher und bereitete die Weihnachtsgrütze und die Weihnachtstuchen. Nur wenn ihr manchmal wieder emfiel, wie es hätte kommen können, ging sie zu Karl hin und setzte sich neben ihn auf die Bettlade und nahm ungeachtet und verlegen seine Hand und flüsterte: „Ich war so lousus, Karl! Wie gut wir, das Du kamst!“

Und Karl blickte von dem Kasten auf, aus dem er vor den freudestrahlenden Kindern ein Holzpercher, eine kleine Puppe und große Bonbons und zwei Tücher voller Nüsse auspackte, lächelte und sagte: „Zindest Du, Lisa, zindest Du, mit den Feiertagen wäre es zu Ende gewesen, wenn sie mich da oben bei der Bahn zu einem Pfaamtuchen plattgedrückt hätten...“

Draußen vor der Thüre vernahm man schwere, schlarrrende Schritte. Es war der Schmied, der hereinkam.

„Na, seht Ihr wohl, da habt Ihr ihn ja! Und frisch und gesund, wie ein zweijähriger Ose! Na, dacht ich's nicht, das es diesmal noch an Dir vorbeiging? Ja, sagt ich nicht: Keiner stirbt an einem fremden Ort, ohne das ein Schreiben kommt?“

„Meister, Ihr wißt doch auch alles,“ sagte Lisa.

„Na, es ist nicht unser Verdienst, das wir in der Welt draußen gewesen sind. Aber nun frohe Weihnachten allerseits! Ist mein erster Wunsch.“

Alfred af Hedenstjerna.

Sonntagsplauderei.

So ist die Festwoche uns wieder genahet. Einer Minderheit bringt sie die Fülle und den Anderen läßt sie die empfindsame Verströfung. Hätte wohlfeiles Mitleid Kraft, kein armes Haupt und kein bedrücktes Herz liehe der weihnächtliche Segen unberührt. So viel an Mitleidsworten entströmt den Lippen derer, die um diese stille Zeit sich gerne der pastoralen Erbauung hingeben. Es thut so wohl, wenn man vor zärtlicher Nahrung überfließt und vor sich und den Seinen sich einmal im Jahre als fromme, gute Seele bespiegelt.

In verschlafenen Hütten, wo die konservative Lebensregel noch mehr Recht hat, als in den nimmerrastenden Großstädten, ist es rege geworden. Zu ungewohnter, spätnächtlicher Stunde leuchten durch die niedrigen, mit Moos vollgepropften Fenster die Lichter. Man rüstet sich zur Kirchfahrt. Und man steigt nieder durch den Hof und über die Berggalden und sucht sich seine ausgetretene Bahn. Bald von dieser, bald von jener Höhe taucht ein Laternenlicht auf, bald funkeln sie in Gruppen zusammen; sie verschwinden wieder in einem Gehölz oder im Hohlweg, und dann flimmern sie aufs neue empor in der winterlichen Nacht! Es ist eine

Feierlichkeit, wenn auch in ihr nicht mehr die sinnbildliche Bedeutung auflebt, da noch alte phant. ievolle Naturbetrachtung dieselben häuerlichen Geschlechter beherrschte.

Nicht der stillen Ergebenheit, dem werdenden Licht waren die Sinne zugewandt. Die Erdenlust durfte sich rühren, wenn im Lamm und Hag die finsternen Mächte mäßig kürzer wurden. Dem verweilenden Gemüß war die stille Woche von heute geweiht. Noch waren Kisten und Kasten schwer; und man hatte es gut, sowohl der Herr wie sein Angehinde. Man rühte zu einander, Frau und Magd, Bub und Dirn. Es war gemeinet worden, und die Vorrathskammern waren noch nicht geleert. Fleisch und Speck mitten auf den Schüsseln und Kloß und saurer Kohl. So war's um die Zeit der langen Nächte und man harrete freudiger Hoffnung, bis wieder Ostara, die Göttin mit ihren zauberhaften Söhnen über Fluren und Sträucher strich, daß die Stauden schwellen und die Gräser sprossen.

Auch den Stillgläubigen, die im engeren Naturbegriff leben als wir, läme die Festesenergie von einst vor, wie eine Sage aus verklungenen Tagen. Auch ihre Kulturverhältnisse sind heute zu sehr verwickelt. Aus alter geordneter sozialer Gemeinschaft sind sie gelöst und in eine neue sind sie nicht hinein gewachsen. Mit ihrer Schollenherrlichkeit ist es in den meisten Fällen vorbei, und weder agrarische Wittgänge, noch agrarische Trostgebeten werden sie wiederum aufbauen. Und die rein junkerlichen Stürmer? Die wollen doch nur ihr engstes Standesinteresse wahren. Sie kamen als Eroberer, nicht als Bebauer. Sie geben sich heute noch, wie die Erben einer Eroberer-Klasse, und heute walten bei ihnen noch, wie instinktiv, die Sittenbegriffe von Eroberern. Was den Bebauer an seine Scholle bindet, das wirkt auf diese Großgrundherren nicht entfernt mit derselben unmittelbaren Gewalt. Sie kämpfen um die Grundrente mehr als um den Grund und Boden.

Noch eine Weihnacht und wir haben von einem Jahrhundert Abschied genommen. Einst, als es erwachte, sang man ihm Jubelhymnen. Schiller sprach das Wort vom neuen Jahrhundertsmenschen, als Herren der Natur, der die Naturkräfte bändige, und die liberalisirenden Aufklärer von Berlin meinten, mit ihrem Nationalismus die ganze Welt zu befreien und zu beglücken. Freilich begann auch die romantische Traumsehnsucht nach der Vergangenheit in Berlin aufzuleben. Nicht wie der Dichter es geahnt hat, stellt sich heute das Verhältnis zwischen dem Menschen und der umgebenden Natur dar. Auf anderem Weg, als auf dem Schiller'schen der überschwänglichen Herrschaft ist man in der darwinistischen Epoche den Spuren der Natur als nützendes Glied nachgegangen, Schritt vor Schritt; bescheiden im Experiment, nicht wie die göttlichen Gebieter kamen die Erkennen und Forscher und lehrten uns, neue Kräfte werten und für menschliche Thätigkeit auszunützen. Eine vorbereitende Saat ist ausgestreut. Anders kam es auch, als Herr Nicolai und die anderen liberalisirenden Elemente in Berlin sich die Welt vorstellten. Sie kämpften wider den verderbenden Aberglauben und für die geistige Bildung, wie sie sie verstanden und sie hatten noch keine Ahnung davon, wie der Leiber Noth gebrochen werden müsse, um den Geistern Raum zu schaffen. Nur wenige Jahre sind vergangen, da hat einer ihrer Lehren, aber nicht gerade ernstesten Nachfahren, ein Aufklärungsmensch und Lustspieldichter, Herr Hugo Lubliner, unter dem Beifall hoftheaterlicher Größen das Univerjum und sein Vaterland insbesondere zu befreien versucht, indem er die löbliche These verkündet: Gründet mehr Fortbildungsschulen! So kam ein Hegenmeister mit Kleinverl die komplizirteste Frage, die das scheidende Jahrhundert hinterläßt, die sozialistische, im Handumdrehen lösen.

Wiel von dem, was sie erschten, haben die Erben der Nicolaiten in Berlin erreicht. Sie haben Bürgerichulen gründen dürfen, sie haben sich an Verfassungen und Konstitutionen heraufsch; sie haben sogar das Parlament bekommen, und selbst in der „Boskischen Zeitung“ können sie zweimal im Tage räsonniren. Behutjam natürlich, so behutjam, als es eine geistreiche Behörde zuläßt, wie sich von selber versteht. Und trotz all' dieser glorreichen Errungenschaften, um im Stil der Aufklärer zu bleiben, ist weder Glauben und Wissen verhöhnt, noch sind „Besitz und Bildung“ auf der einen und das „Voll“ auf der anderen Seite zu „einem harmonischen Ganzen zusammengeschmolzen“. Im Gegentheil lassen die Gegensätze schwerer als vordem. Und was ist aus dem liberalisirenden Wagemuth von ehedem geworden?

Gerade unter den Erben an der Wende des Jahrhunderts, unter der jüngsten Garde ist Müdigkeit, Verdrossenheit bis zum ellen Pessimismus eingelehrt. Man hörte von Freiheiten und fand die Freiheiten verflümmert. Man vernahm die Worte von Beglückung und konnte doch die Augen vor der Massennoth nicht verschließen. Nach neuen Wegen konnten die ermatteten Enkel der Aufklärer nicht mehr suchen. Sie riefen darum nach der Flucht vor der Wissenschaft, oder sie nannten sich gar mit Behagen die Deladenten, die Versfallenden, die Verwesenden, die mit einer Art von schmerzlicher Wohlust die einzelnen Wandlungen ihres eigenen Niederganges beglücken.

Sie waren es, die das häßliche, abgestandene Wort vom „fin de siècle“ prägten. Als ob das ausgehende Jahrhundert ein Ende mit Ekel für die Allgemeinheit bedente, als ob alle vorübergehenden Modetheorien just mit der scheidenden Jahrhundertzahl zusammenhängen. Auch darin spulte es von herostratischen Eitelkeiten und herostratischer Ueberschätzung.

Im Leben des Zuberfichtlichsten und Gläubigsten werden zu Zeiten Zweifel und Erbitterung, wach und selbst die begeistertsten Propheten waren von Versuchungen und Kleinmuth nicht frei. Dem einen empörte die Trägheit, der andere fühlte sich von der Menge verlassen; des dritten Temperament war von Ungeduld verzehrt, weil das Vorwärtsschreiten so schneidlangsam ginge; einen vierten ärgerten die schmutzigen Mitläufer, die sich an einen neuen Enthusiasmus herammachen oder die Schwächen und menschlichen Mächtlasten derer, die in irgend einer jungen Bewegung zu Ansehen und Führerschaft gelangen. Aber das mit dem „Ende des Jahrhunderts“ war nicht mehr Zweifel, es war Verzweiflung und Galgenhumor.

Der Spul scheint so ziemlich vorüber. Es wäre auch an der Reize des Jahrhunderts nichts verderblicher, als selbst nur das kokette Spiel mit der Deladenz. Denn eines ist gewiß: die Kräfte, die unsere Welt nach ihrem Gutdünken und ihrem Interesse einschnüren und einzwängen möchten, fühlen sich nicht wie Deladenten. Sie haben volle Begehrlichkeit und gesunde Lungen. Sie gehen nicht dahin, wie träumende Schatten. Ihre Drohungen übertönen die weihnächtliche Stille. Sie arbeiten an den Nordmarken mit dem Gleichmuth eines Köhler und sie „verföhnen“ Wissen und Glauben im Sinne eines Voffe, wenn er Herrn Delbrück vor sich zitiert; und sie schaffen die Harmonie zwischen dem Besitz und dem Voll, indem sie in ihrer Weise neue Gesetze ausstiften, die „den Arbeitswilligen partout“ schütken. Im Professorenwald hat man einen Sturm als Antwort auf die Anklage Delbrück erwartet. Ach, ach, welche Naivität! Noch rührt sich nichts in der Gelehrtenrepublik. Man las, daß die Studenten durch Trampeln ihren Lehrer feierten. Mancher, der unsere Studentenschaft würdigt, wie sie geworden ist, möchte selbst über diesen Muth erstaunt sein. Streben, Karriere machen, ist doch die Devise zu Ausgang des Jahrhunderts. O, diese Jugend. Daß noch immer etliche unter ihr jugendlich aufbraunen! —

Alpha.

Das weiche Herz.

Die Gasflammen in der Werkstatt waren bis auf wenige ausgedreht. Die polirten Maschinen schimmerten geheimnißvoll in dem Halbdunkel. Zwei der Lehrlinge hatten sich auf einen frisch geschneuten Werkisch geschwungen und sahen von dort aus dem Jüngsten zu, der seinen Tisch erst absetzte. Es war ein schmächtiges, flachshaariges Kerlchen mit lebhaften, weit aufgerissenen Augen.

„Das war wohl der letzte Weg vor'm Fest!“ meinte er, eifrig arbeitend. „Schiden sie einen noch fort, wo man doch auch die Werkstelle sauber machen muß. Na, aber dafür auch den Weihnachten! Wo wir doch seit September jeden Abend zwei Stunden länger gearbeitet haben und die letzten Sonntage! Wir hätten bei Stundenlohn mindestens hundert Mark jeder verdient!“

„Xu' quasselt man nich' so viel!“ ermahnte ihn der Älteste mit wichtiger Miene. Den auf dem Werkisch Sitzenden brannten die Gesichter vor Ungeduld. Sie saßen schon eine halbe Stunde und warteten.

Der Fackskopf hatte seinen Werkisch gepuht und zog sich eine reine Blouse über. Die Lehrlinge warteten immer noch. Da kam der erste Buchhalter. Sein glattes, feistes Gesicht glänzte vor schmeichlerischer, wichtigthuerrischer Fremdblichkeit: „Na, sich, sieh! Alle schon reine Blousen an! . . . Na, Ihr freut Euch wohl jetzt schon? Ja, das glaube ich!“

Damit verschwand er wieder hinter der vergitterten Glashür. Der Jüngste schwang sich auf den Tisch neben seine Kollegen. Da warteten sie gemeinsam weiter.

Endlich hatten die Kinder des Meisters ihre Sprüche hergesagt. Die Thüren wurden geöffnet, und die ganze Gesellschaft strömte in das große, hellerleuchtete Vorderzimmer. Voran die jubelnden, geblendeten Kinder. Dann die Eltern, der Onkel Professor im wallenden Bart und die anderen Verwandten. Zuletzt kamen die Lehrlinge und hinter ihnen die beiden Dienstmädchen.

Die Frau Meisterin führte jeden nach seinem Platz. Auf dem Platz der Lehrlinge stand nur ein Teller mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen und Marzipan. Aber diese Süßigkeiten wurden durch ein Goldstück gekrönt, auf dem sich der vielsache Kerzenshimmer zu verdoppeln schien.

Die Lehrlinge schüttelten bald ihren Kram in die Blusen und gingen zum Meister. Mit glühendem Kopf sagten sie ihr: „Danke schön!“

Der Meister antwortete: „Vergnügte Weihnacht!“ Als ihm der Jüngste die Hand reichte, sagte er: „Na, Junge! Du weinst ja!“

Der wandte sich rasch ab und ging mit den andern hinaus.

Die Zurückbleibenden sprachen durcheinander: „Der Kleine war ganz gerührt! . . . Es war auch wirklich sehr schön!“ Der Meister sagte ergriffen: „Ach ja, es ist ein sehr tüchtiger Junge! Sehr fleißig, sehr fleißig! Er hat auch ein recht weiches Herz!“

Auf der Treppe standen die Lehrlinge und starrten verblüfft den Jüngsten an, der mit zitternden Lippen, die Faust ballend zornig sagte:

„Daß man immer noch „Danke schön!“ sagen muß!“ —

—h.—